

Veit Höser als aszetischer Führer und Lehrer.

Von P. Angelus Sturm O. S. B., Metten.

Wenn Abt Vitus Höser von Oberaltach, wie zu Beginn der Forschung über sein Wirken und seine Persönlichkeit wagemutig behauptet wurde, „Säkularmensch in des Wortes edelster und liebster Bedeutung“ ist, liegt ein Teil der Beweislast, und nicht der geringere, auf seinem Seelenleben. Da es nicht schwer gehalten hat, ihm als Vorkämpfer benediktinischer Lebensform Geltung zu erweisen, möchte es als überflüssig erscheinen, auch noch nach seiner aszetischen Grundhaltung und weiterhin nach seinem System des geistlichen Lebens zu fragen. Denn wie einmal Leben und Taten reden, läßt sich auf lehrhafte Erörterung leichthin verzichten.

Indes darf daran erinnert werden, daß aszetisches Streben und Lehren bei aller Unveränderlichkeit in Ziel und Mitteln immerwie auch zeitgebunden ist und somit in der äußeren Erscheinung auch zeitläufig veränderlich. Namentlich wenn an der Wende weiträumiger Abschnitte eine alte und eine neue Art der Frömmigkeit miteinander um Alleingeltung ringen, darf billig, ja muß mit zwangsläufiger Notwendigkeit gefragt werden, welche Spuren dieses edle und fraglos sinnvolle Kämpfen in der Lehre eines anerkannten Führers hinterlassen hat. Und Führer war Veit Höser: sonst hätte man nicht zu seinen Lebzeiten zwei seiner Mönche als Äbte für andere Klöster angefordert, Benedikt Wolf nach Mallersdorf und Andreas Piller nach Weltenburg, und im Laufe des nächsten Menschenalters folgen ihnen zwei weitere aus der Oberaltacher Schule: Albert Stöckl in Michelfeld und Johannes Baptista Resch in Koppenmünsterstorf (Ungarn). In Oberaltach herrschte denn auch die Überzeugung, daß Veit Höser der Begründer des monastischen Rufes war, den die Abtei fast bis zu ihrer Aufhebung genoß. So schreibt der erste zusammenfassende Bearbeiter der Oberaltacher Klostergeschichte, Prior Ämilian Hemmauer, in seinem „Historischen Entwurf“ 1731 also: „Abbt Vitus hat vor allen eine recht gute Disciplin fortzupflanzen / und noch immer höher zu treiben / jederzeit sich beflissen.“ Solch hohes Lob läßt förmlich ein zu fragen,

wie er sich mit den damals in der Lehre vom geistlichen Leben lebhaft erörterten Fragen auseinandersetzte und mit welchen Mitteln er sein Ziel zu erreichen suchte.

Seit den Tagen des Trienter Kirchenrates haben in allen Ländern die aszetische Leitung des weltlichen wie des geistlichen Standes die Jesuiten in Händen. Das System des rationalen geistlichen Kampfes nach festumrissenen, unlegbar militärisch gesehenen Regeln ist von allen Orden mehr oder minder übernommen worden mit Ausnahme von nur zweien, die stets in glänzendeinsamer, unanfechtbarer Sonderstellung ihre eigenen gesunden Wege gingen, den Dominikanern und den Kartäusern. Die Benediktiner dagegen, vorab in den Ländern der beklagenswerten Glaubensspaltung, waren gezwungen, sich in etwa der neuen Richtung anzugleichen — denn die Tatsache, daß allgemein im Leben des Volkes eine weitreichende Erneuerung der gesamten religiösen Haltung notwendig geworden war, ließ vermuten, daß die aszetische Technik der bisherigen Führer entweder versagt hatte oder doch den veränderten Verhältnissen nicht mehr gerecht zu werden vermochte. Wo dann, wie in Bayern und den habsburgischen Erblanden, der neue „apostolische Orden“ das offensichtliche Wohlwollen des unumschränkt regierenden und cäsaropapistisch denkenden Landesherrn genoß, mußte mit Sicherheit damit gerechnet werden, daß der sieghafte Neuerer es versuchen werde, bis ins Herz der alten Prälatenklöster hinein das tragfähige rationale Kampfsystem der Aszese zur Alleingeltung zu bringen. Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts herein war das geistliche Leben in den süddeutschen Benediktinerklöstern mehr jesuitisch denn bodenständig benediktinisch geleitet. Es ist noch gar nicht so lange, daß man hier wieder die besinnliche Ruhe für das Verständnis der eigenen glorreichen aszetischen Vergangenheit fand.

Der erste und, wie es scheint, lange Zeit einzige, der diese Notwendigkeit vor Augen hatte, ist Veit Höser, ein neuer Beweis, daß er über seiner Zeit stand und über sie hinauszudenken vermochte. Freilich: seine Stellung war leichter zu halten als die unsere. Benediktinischer Geist lebte doch wenigstens noch auf weite Strecken hin in der Erinnerung, während für die Wiederbegründer im 19. Jahrhundert die Überlieferung infolge der Klosteraufhebung an allen Punkten jäh abgerissen war. Für Veit Höser, der in allen, nicht nur den wirtschaftlichen Fragen, bewußt auf die Vergangenheit zurückgriff, war nur der damals freilich ungewöhnliche Mut erforderlich, den Finger zu legen auf das altbewährte Gut und es dem Gedächtnis der benediktinischen Familie auch weiter zu erhalten.

Will diese Feststellung besagen, daß er etwa ein Feind des neuen Ordens war? Es müßte uns bei dem von uns so gefeierten

Manne leid tun, wenn die Antwort eine restlos bejahende wäre, und mit Recht könnten Zweifel an seiner wahren Bedeutung laut werden. Sie ist es nicht. Aber wahr ist auch das: ein Bewunderer des Jesuitenordens war er zum mindesten nicht. Noch besitzen wir die von ihm selbst gefertigte Abschrift eines Briefes an den Novizenmeister der Gesellschaft Jesu in Neuburg an der Donau, Hieronymus Depsel, worin er seine Zustimmung zum Eintritt seines Neffen in die Gesellschaft Jesu gibt. Es geschieht in so gewundenen, seinem sonstigen Stil so wenig eigentümlichen Ausdrücken, daß es keiner besonderen Umwege der Deutungskunst bedarf, um sofort zu erkennen, wie peinlich ihm der Entschluß des Neffen ist. Sodann mit großer Erregung und als unerhörte Kühnheit verzeichnet er zum Jahre 1628, daß die Jesuiten die Abtei Reichenbach in der Oberpfalz in Besitz genommen hätten; mit Mühe verbirgt er seinen Ingrimms hinter dem griechischen Idiom, dem er auch sonst die Gedanken anvertraut, die nicht für alle bestimmt sind. Übrigens haben wir hier wieder einen Beweis dafür, daß damals die bayerischen Benediktiner ernstlich um ihren Fortbestand bangen mußten; diese erstmals von Paulus Volk gemachte Feststellung¹ läßt sich denn doch nicht, wie Kneller² gemeint hat, mit einem einzigen Wörtlein erledigen, und lautete es ebenso bestimmt wie tröstlich als „Tatarennachricht“.

Immerhin bedeutet es eine wahre Freude, sagen zu dürfen, daß Veit Höser mit den Jesuiten einig sich fühlte in der großen Aufgabe der kirchlichen Wiederherstellungszeit, dem geistlichen Leben gründlich und dauernd aufzuhelfen. Doch in den Mitteln wahrte er sich die Freiheit, altbenediktinische Wege auch weiterhin zu beschreiten. Das äußert sich vornehmlich darin, daß er für sein Ordenshaus keine Exerzitien im Sinne der Jesuiten kennt. Man begegnet in seiner Chronik, die alljährlich eine eigene, mit breitem Raum bedachte Abteilung „Ascetica“ führt, dem Worte Exerzitien auch nicht einmal in dem Sinne, der hier in Frage steht. Das hindert aber keineswegs, daß er sich nicht klar der Verpflichtung, rechtzeitig und regelmäßig für Geisteserneuerung zu sorgen, bewußt war, und vielleicht dürfen wir sogar vermuten, daß das Beispiel der Gesellschaft Jesu für ihn maßgebend war. Aber wie sollte er eigentliche Exerzitien verordnen? Die Benediktiner besaßen ja schon seit fast zweihundert Jahren eine Einrichtung, die dem gleichen Ziele dienen konnte. In den benachbarten Abteien Metten und Niederaltaich war sie immer noch in Übung geblieben; literarisch läßt sie sich

¹ Volk Paulus, Ein Säkularisationsplan sämtlicher deutscher Benediktinerklöster zu Anfang des XVII. Jahrhunderts (diese Zeitschrift 1929, S. 146—156).

² Zeitschrift f. kathol. Theologie 53 (1929), S. 634.

zum ersten Male nachweisen in der Visitationsurkunde der Melker Reform vom Jahre 1452, deren führende Männer er stets feiert als die „perpetua memoria digni Patres Reformatores“.

In der Appendix zu seinem vielgerühmten *Monomonastikon* (clm. 1326) gibt er eine ausführliche Beschreibung der Einrichtung. Die betreffenden Aufzeichnungen tragen die Überschrift: *Tractatus de conventibus sive de capitulis annualibus* und erstrecken sich auf die Jahre 1614—1629. Eine Vorbemerkung erklärt den Titel dahin, daß die Jahreskapitel einen Gegensatz darstellen zu dem täglichen, das mit der Prim verbunden ist. Dreimal des Jahres sollten sie stattfinden, an den beiden Gedächtnistagen des Ordensstifters, 21. März und 11. Juli, sowie um die Zeit von Benediktinerallerheiligen oder -allerseelen, also um die Mitte des November. Anfänglich war ihre Aufgabe die Beratung der Angelegenheiten, in denen der Abt die Meinung oder den Rat seiner Mitbrüder hören sollte oder wollte. Darum mußten zu diesen Jahreskapiteln auch alle Mönche erscheinen, die zur Ausübung der Seelsorge auf den Klosterpfarreien weilten, wiewohl letztere Erscheinung zum erstenmal auftritt um die Mitte des 15. Jahrhunderts unter der fadenscheinigen, jedoch von Rom angenommenen Begründung, das Kloster müsse Zufluchtsorte jenseits der Donau besitzen gegen Hussiteneinfälle. Die Anwesenheit dieser Mönche war nach Höser auch notwendig, da die Jahreskapitel als Ersatz für die bei den Benediktinern fehlenden Provinzialkapitel gedacht seien.

Schon vom zweiten Jahre an erhalten die Jahreskapitel, die regelrecht von der ersten Vesper des Einberufungstages bis zur Non des übernächsten dauerten, eine neue Gestalt; sie sollten der Geisteserneuerung dienen, freilich zuerst in ganz anderem Sinne als dem der ignatianischen Exerzitien. Zunächst war es dem Abte ausgesprochenermaßen nur darum zu tun, daß die Mönche, vor allem die exponierten, ein Korrektiv hätten für Liturgie und monastische Übungen. Von da war leicht eine Brücke zu schlagen zu asketischen Unterweisungen, wie sie Höser als notwendig erkannt hatte. Geistliche Übungen sind sie aber auch jetzt nicht geworden; das zeigt uns die Beobachtung, daß während derselben keine Beichte abzulegen war. Der Wert der jährlichen Generalbeicht, wie sie von den Jesuiten eifrig gefördert wurde, ist ihm trotzdem nicht verborgen geblieben; er verordnete, daß eine solche an Weihnachten zu betätigen sei; nie aber wurde sie in den Kreis der Jahreskapitel einbezogen. Völlig freie Wahl der Beichtväter gab es, wie leicht zu verstehen ist, in jener Zeit auch in Oberaltach noch nicht. Höser bewegt sich viel mehr als andere Äbte in den Geleisen der Vorzeit, wenn er von den Mönchen fordert, daß sie wenigstens zur österlichen Zeit bei ihm selber die Beichte ablegen. Ausgenommen sind die

exponierten Pfarrer; doch auch sie haben sich im Laufe der Osterwoche im Kloster einzufinden und wenigstens die heilige Kommunion aus der Hand des Abtes zu empfangen. Das alte Grundgesetz der Gewissenseröffnung ist noch in unbestrittener Geltung, und sie soll ebenso wie die Jahresbeichte an Weihnachten vorgenommen werden. Reservatfälle waren in Oberaltach gänzlich aus der Übung gekommen. Höser führt sie wieder ein und zeigt sich dabei außerordentlich strenge. Er bestimmt als solche: Verlassen der Klausur ohne Erlaubnis, Sonderbesitz, Absendung oder Annahme von Briefen ohne Wissen des Abtes, Besuch von Gasthäusern, öffentliches Gezänke untereinander, gegenseitige Ehrabschneidung, Verschleuderung von Kloster- oder Kirchengut. In letzterem Punkte ist er ausnehmend hart; er vermerkt, daß unter Umständen der Wert einiger Denare genüge, um das Reservat zu inkurrieren. Die Verfügung ist aber wohl erklärlich aus der Not der Zeit und den Freiheitsgelüsten der Mönche von damals.

Wollte der Abt das hohe Ziel monastischer Observanz, das in den genannten Forderungen erstrebt wird, erreichen, dann mußte er darauf bedacht sein, den Ordensgeist neu zu beleben und womöglich noch zu steigern. Von vornherein konnte er da, nachdem die Wirkungen der Glaubensspaltung in den Donauländern kaum noch überwunden waren, mit Widerständen rechnen. Klug wie immer, begann er daher nicht persönlich mit den aszetischen Unterweisungen; nur allzuleicht hätte er schwachen Geistern, wie es deren in jener Zeit begreiflicherweise viele gab, Anlaß zu Befürchtungen für die liebgewonnene Ruhe und zu zielstörendem Murren gegeben. Der von ihm gewählte Ausweg erwies sich als der richtige. Schon im dritten Kapitel bot er einem bewährten Mönch, dem schon oben erwähnten späteren Abt von Mallersdorf, damals aber noch Diakon, die ihm sicher erwünschte Gelegenheit, sich im Predigen zu üben, und zweifellos ist derselbe im Feuereifer der Jugend freudig darauf eingegangen. Er hielt denn auch vor der versammelten Ordensgemeinde einen glänzenden Vortrag über die Erhabenheit des Ordensstandes. Nachdem also unter dem annehmbaren Vorwande der so notwendigen Übung das vorgängige Beispiel gegeben war, durfte man ruhig darandenken, die aszetische Unterweisung zu einem wesentlichen Bestandteil der Jahreskapitel zu machen. Ein Widerstand dagegen läßt sich nicht nachweisen.

Bei aller sonstigen, für ihn geradezu bezeichnenden Unnachgiebigkeit in den Anforderungen ließ Höser in der neuen Anordnung die Klugheit und die Milde nicht außeracht. Zu Predigern wollte er grundsätzlich nur Brüder von gründlicher Bildung bestimmt sehen, weil nicht „aus jedem Holzklötz ein

Merkur sich schnitzen läßt“, wie er in seiner oft hervortretenden Neigung zu einem ins Bissige stechenden Humor bemerkt. Auch nimmt er ausdrücklich Rücksicht auf jene geplagten Armen, denen die Gabe des Wortes versagt ist. Von gediegenem Menschenverstehen zeugt die Angabe, daß er manchen nicht als aszetischen Lehrer verwenden könne, weil er nicht die Gnade der Erbauung besitze und so viel eher Unheil stifte. Trotz dieser Vorsicht mußte er zweimal bitteres Lehrgeld zahlen. Da der Abt einmal wegen Kränklichkeit der Unterweisung nicht anwohnen konnte, ließ der Prediger, ein exponierter Kaplan, seiner üblen Laune die Zügel schießen und alle Klagen, die seine unzufriedene Brust quälten, urkräftig hervorbrechen. Thema war die brüderliche Liebe; die Hörer aber urteilten, er habe eher gegen sie als für sie gesprochen. Offenbar war es ihm darum zu tun, durch schneidige und auch bissige Wendungen Aufsehen zu erregen. Der Abt war so genötigt, ein ernstes Wort über die Heiligkeit des Lehramtes mit ihm und dem gesamten Konvent zu sprechen. Noch einmal verleiteten Lust und Laune einen Kaplan, seine Urtümlichkeit in der Darstellung spielen zu lassen; er nahm zum roten Faden die verschiedenen Arten von Fiebern, die die Heilkunde kennt, wendete sie aufs geistliche Leben an und wußte Mitbrüdern wie Obern in derbkomischer Weise eine von den Fieberarten zu prognostizieren. Damals allerdings entlud sich der Unwille des eifervollen Abtes, jedoch immer noch unter Wahrung der Klugheit. Er entließ die Novizen aus dem Kapitel, dann aber las er den Mönchen kraftvoll den Text, und wie es scheint, mit durchschlagendem Erfolg. Die gezeichneten Entgleisungen bildeten eine Ausnahme; wieder weitergehende Schlüsse aus ihnen zu ziehen, gestattet die methodische Vorsicht nicht. Unter den Vortrags-skizzen, die der Abt gewissenhaft Jahr für Jahr verzeichnet, finden sich wahre Perlen aszetischer Weisheit, die ersehen lassen, daß ein ernstes aszetisches Streben, gegründet auf gute theoretische Vorbildung, in Oberaltach Wurzel geschlagen hatte. Das Verdienst gebührt dem Abte, der täglich in der Prim eine Ansprache hielt und der, wie früher bei Darstellung seiner Reformen gesagt wurde, dreimal wöchentlich Vorträge aus der christlichen Sittenlehre halten ließ, zu deren Besuch alle Mönche verpflichtet waren.

Verhältnismäßig spät, erst im achten Kapitel, übernimmt der Abt selber die Rolle des Predigers. In seinen Ansprachen stellen wir eine klare Hauptlinie fest: getreues Verständnis der heiligen Regel. Hier wiederum hat er nach einem zentralen Punkte gesucht und ihn gefunden in der Überwindung des Eigenwillens, den er schlechthin als Proprietas bezeichnet. Ihr widmete er einmal eine tiefgründige Behandlung, die ihre Wir-

kung nicht verfehlen konnte. Zwar ist er hier nicht völlig originell; vielfach berührt er sich mit Gedanken, die in den *Collationes capitulares* des Oberaltacher Abtes Christian Tesenbacher (1482—1502) zu finden sind; aber das war ja überhaupt Hösers Stärke, vorhandenes Gut geschickt für die Bedürfnisse der neuen Zeiten zurechtzurichten. Man merkt bei ihm deutlich, wie er auf dem gesicherten Boden der Vergangenheit steht, deren Wert für ihn die Geltung eines Axioms hat. Wieder aber schaltet er mit dem Gegebenen so selbständig, daß der Eindruck des Neuen entsteht. So atmet z. B. auch das von ihm gebaute Münster, zu dem er selber den Plan entwarf, noch ganz den Geist der Gotik, und doch haben wir einen klaren Ausdruck der Spätrenaissance vor uns.

Höser geht in seiner Erörterung der *Proprietas*, ganz in der Gepflogenheit Tesenbachers, vom Wortsinne aus; mit ihm bringt er auch alle Arten erlaubten Eigenbesitzes, vor allem den göttlichen Eigenbesitz, dann den mit der Natur eines jeden Geschöpfes gegebenen, ferner zeitlichen, bürgerlichen usw., um endlich stehen zu bleiben bei jener Form des Eigenbesitzes, die allein des Mönches Eigenbesitz sein kann, der *virtuosa proprietas*. Es gehört zur Natur des Mönchtums, nach immer größerer Vollkommenheit zu streben. Dann geht er über zur negativen Bedeutung des Wortes *Proprietas*, zum Sonderbesitz, den St. Benedikt so entschieden bekämpft. Die Ursache der traurigen Erscheinung findet Höser mit dem Ordensvater im Eigenwillen: wird dieser bekämpft, dann hat der Sonderbesitz keine Stätte mehr im Kloster, an der er sich bergen könnte. An einem den Mönchen vor Augen liegenden Erfahrungsbeispiel zeigt er, wie gerade der Eigenwille nach und nach den Verlust des Ordensberufes zur Folge hat. Vor drei Jahren war der Mönch Roman Gensmeth, Konvertit, Sohn eines lutherischen Prädikanten aus Rothenburg ob der Tauber, ein unruhiges Blut, aus der strengen Oberaltacher Disziplin entflohen, nachdem er mehrfach Versuche gemacht hatte, in anderen Klöstern und Orden Aufnahme zu finden, ausgerechnet mit der Begründung, daß die Oberaltacher Disziplin nicht streng genug sei! In lapidarem Stil weist Höser nach, wie die Ursache des Falles in dem nicht bekämpften bösen Eigenwillen zu suchen ist. Die Stelle ist für Hösers Art so bezeichnend, daß sie wenigstens im Auszug folgen soll, um so mehr, als Kapitelansprachen aus dem 17. Jahrhundert kaum anderweitig erhalten sind.

„Selten ist ein Baum, und wäre er noch so fruchtbar, der nicht auch einen unfruchtbaren Trieb zeigte. Selten ein Acker, und wäre er ertragreich wie immer, der nicht auch Kotschralen hätte. Selten ein Garten, wär' er gepflegt noch so gut, der nicht auch Lolch und Kletten berge. Darum zählt zu den Seltenheiten ein Konvent, und wäre es dort um die Disziplin noch so trefflich bestellt, der nicht auch einen unebenbürtigen Sprößling aufzöge.

Selten ein geistliches Haus, und wäre es noch so gut geordnet und gefestigt, das nicht zu leiden hätte unter einem entarteten Insassen. So einen hatte, es sind noch nicht drei Jahre her, auch unsere Familie. Ihr kennt den Menschen alle, dem Gewand nach ein Ordensmann, im Wandel ein Schurke, den die Natur schon durch rote Haare vor allen anderen als Besonderheit zeichnen wollte, ich weiß nicht, wollte sie ihn vor den anderen zieren oder verunzieren. Wenn dieser Rotschelm vor der Gelübdeablegung als der erkannt worden wäre, als der er hernach in Erscheinung trat, wäre er nie zur Probe zugelassen worden. Ob er auch die Gelübde ablegte, den Eigenwillen hat er nie abgelegt. . . . Ihr wißt, wie er schon als Subdiakon auf den Rat seines Eigenwillens das Haus seiner Probe verließ. Und als er anfang zu hungern, fing er auch an Reue zu empfinden: ausgehungert, heruntergekommen, in zerrissenem Laiengewand kam er nach einem halben Jahre zurück. Seinen Eigenwillen hatte er mithinausgenommen, er hat ihn auch wieder mitgebracht, und leider nicht ans Kloster abgeliefert. Er behielt ihn für sich und hielt ihn fest, bis er zum Diakon und sogar zum Priester geweiht war. Wiederum vom Eigenwillen geführt, nein, verführt, entwich er ein zweites Mal. Er ward nach drei Tagen eingeholt — seinen Eigenwillen brachte er mit zurück. Er erhielt eine mäßige Strafe, weil er nicht fähig gewesen wäre, eine schwerere zu übernehmen. Er erstritt sich die Entlassung nach Frauenzell; dort war er ein halbes Jahr Gast, dann kam er wieder nach Hause und außer seinem bösen Eigenwillen brachte er nichts nach Hause als eine Krankheit, die Kolik. Er entlief ein viertes Mal, ein viertes Mal kam er zurück mit seinem Eigenwillen, um endlich dem Orden ganz ungetreu zu werden.“

Veit Höser hatte sicher eine richtige Erkenntnis, wenn er gegen den Eigenwillen mit aller Schärfe vorging. Aber ob er nicht doch des Guten zuviel getan? Ob sein Vorgehen nicht eben so recht Kampfhaltung war, die ihm an der neuen aszetischen Richtung mißfallen mochte? Sicher irrte er im vorliegenden Falle. Äußerungen des Apostaten, wie er sie uns aufbewahrt hat, sind nicht nur gotteslästerlich, sondern lassen mit aller Deutlichkeit starke seelische Störungen erkennen. Gewiß wollte Veit Höser jede unnötige Härte vermeiden; die Bemerkung, daß der Flüchtling eine milde Strafe erhielt, weil Gefahr war, daß er die verdiente nicht ertragen würde, ist Beweis genug. Aber von Seelenkrankheiten verstand die damalige Zeit überhaupt nichts, und hier mochte er sich nicht über sie erheben. Auch in einem zweiten Falle von Apostasie sah er nicht das Rechte; der Flüchtling hinterließ einen Abschiedsbrief, der die Seelenangst des Schreibers in erschütternder Weise zum Ausdruck bringt und mit der flehentlichen Bitte um das Gebet der Klostersgemeinde endet.

Wenn Veit Höser Milde walten ließ bei vorkommenden Abwegen, dann leitete ihn nur das Vorbild der heiligen Regel. Mit Freude stellen wir fest, daß seine Aszese sich nicht auf die negativen Punkte derselben beschränkt, sondern ebensowohl das Positive an ihr betont. Er war ein Bewunderer des heiligen Ordensvaters und ein Eiferer für das Tugendideal, das derselbe lehrte und übte. Darum zählt es zu den größten Verdiensten des Oberaltacher Abtes, daß er stets bemüht war. Begeisterung

für den heiligen Benedikt zu wecken; sicher leitete ihn hier die Erkenntnis, daß seine Verehrung einen fördernden Einfluß auf die gesamte Klosterdisziplin ausüben müsse. Darum ist es ihm ein Anliegen, über St. Benedikt in würdiger Weise zu reden. Wir besitzen den vollständigen Wortlaut eines Panegyricus, in dem er St. Benedikt als Triumphator feiert mit einer Glut der Empfindung, wie sie selten ist. Kein Wunder, daß diese rednerische Leistung ein Jahrhundert später den Abt Dominikus Perger anregte, in einem Kolossalgemälde den apostolischen Siegeszug des heiligen Benedikt und seines Ordens zu verherrlichen. Veit Höser beschließt seine glänzende rednerische Leistung mit einem Canticum auf den Ordensvater, das eine Akkommodation des Canticum Moysis darstellt. Es möge im Wortlaut folgen:

Cantemus Benedicto: gloriose enim magnificatus est.

Diem festum agite claustricolae, qui habitatis in terra et trans mare.

Fortitudo et laus nostra Benedictus: et factus est nobis in salutem.

Ipse Benedictus noster et glorificabimus eum: Parens et legifer noster et exaltabimus eum.

Benedictus qui quasi vir pugnator, excellens nomen eius: aciem suam victricem duxit per mare.

Electi principes eius Placidus et Maurus cum exercitu suo vicerunt in mari, evaserunt abyssos, volarunt in altum quasi apes.

Dextera tua magnificata est in fortitudine, dextera tua Benedicte percussit inimicum, in multitudine virtutis tuae vicisti adversarios tuos.

Quis similis tui in fortibus, Benedicte, quis similis tui, magnificatus es in sanctitate, gloriosus et laudabilis et faciens mirabilia.

Extendisti ramos religionis tuae et exerevit in terra: dux fuisti in sapientia tua populo quem congregasti.

Et portasti militantes sub regula: ad habitaculum sanctum tuum.

Ingressus es enim Benedictus cum militibus tuis victoribus in firmissimum habitaculum, quod operatus est Dominus: omnipotens nomen eius.

Filii Benedicti ambulaverunt per victum mundum: in medio eius.

Gloria Patri Benedicto et exercitui sancto: sicut triumphant in coelo nunc et semper et in saecula saeculorum. Amen.

Wer die Zeichen der damaligen Zeit versteht und in ihren Geist sich eingefühlt hat, merkt, auch wenn er nur leise hinhört, aus der feurigen Begeisterung, die kaum gesteigert werden kann, doch einen bekümmerten Unterton heraus. Das Canticum macht den Eindruck einer Apologie gegenüber einer Zeitströmung des geistlichen Lebens, die benediktinische Ordensform nicht mehr verstehen kann und deren glorreiche Geschichte eben nur mehr als geschichtliche Erscheinung buchen möchte. Dieser damals schon in weite Kreise eingedrungenen Auffassung entgegenzuwirken war die vornehmlichste Aufgabe eines Abtes des 17. Jahrhunderts, besonders in dessen erstem Drittel. Daß Veit Höser sie erfaßte und mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu lösen versuchte, begründet für ihn eine Bedeutung, die über die Zeit und das Heimatkloster hinausreicht.

Mit dieser Grundeinstellung ist in Hösers System des geistlichen Lebens ohne weiteres gegeben, daß das feierliche Chor- gebet und die sakramentale Liturgie, wie seit alters im Orden, den alles beherrschenden Mittelpunkt und die Hauptquelle der persönlichen Heiligung bilden soll. In keiner Weise fühlt er sich pflichtig dem modern gewordenen System des aszetischen Drills, der wenig Freiheit läßt und selbst für die Betrachtung zwangsläufige Regeln vorschreibt. Den Ausdruck *meditatio* gebraucht er in seinen Aufzeichnungen zum erstenmal 1628, in seinem 14. Regierungsjahr. Vorher kannte er nur eine *recollectio mentis*, die unmittelbar nach dem Aufstehen — um 5 Uhr morgens, wegen des damals üblichen Nachtchores — begann und bis $\frac{1}{2}7$ Uhr dauern sollte. Wenn er von jenem Jahre an zur *Recollectio* eine *sacra meditatio* fügt, dann wird klar, daß beide wesensverschieden sind. Die Meditation ist dann wohl nicht anders zu nehmen als im Sinne der ignatianischen Aszese und bedeutet eine vernünftige Konzession an die neue Strömung. Die Rekollektion könnte dann in diesem Zusammenhange nichts anderes meinen als das zwanglose betrachtende Gebet, das entweder Vorbereitung oder Ausstrahlung des liturgischen Dienstes ist, das ist also die uralte Form benediktinischer Gebetsweise. Sie soll den Geist bereiten, die Herrlichkeiten der Liturgie auf die Seele wirken zu lassen, so daß sie aus sich selber zu heilsamen Entschlüssen führt. Eine solche Rekollektion war zu Hösers Zeit auch nach der nächtlichen *Matutin* in Oberaltach üblich und scheint so eifrig gehalten worden zu sein, daß der Abt schließlich verordnen mußte, sie nicht über die zweite Nachtstunde auszudehnen, muß also wiederum mindestens eine volle Stunde gedauert haben. Die Tatsache der nächtlichen Rekollektion läßt aber erkennen, welche Werte man im Chor- gebet erblickte. St. Benedikts echter Geist war sicher in Hösers Aszese rein vorhanden.

Nach der Absicht des Abtes sollte die Liturgie selber auf die alten ursprünglichen Formen sich beschränken. Der Einführung neuer Frömmigkeitsübungen steht er, vom Rosenkranz abgesehen, sehr zurückhaltend gegenüber. Mancher seiner Vorgänger hatte auf eigene Faust Feste eingeführt; soweit sie das neue Benediktinerbrevier aufgenommen hatte oder dieselben im römischen Missale sich fanden, ließ er sie bestehen; alles übrige mußte verschwinden mit der Begründung, daß sie eine Störung der benediktinischen Ordnung bedeuteten. Der Geist, der heute die Liturgie unseres Ordens kennzeichnet, lebte bereits in ihm. Im Eifer für die Reinheit benediktinischer Liturgie scheint er auf ersten Blick sogar reichlich weit gegangen zu sein. Das beim bayerischen Volke so beliebte tägliche *Rorate*amt in der Adventzeit, dessen Bedeutung für Kathedralkirchen und Pfarrkirchen

er wohl zu würdigen weiß, schafft er gegen den Widerstand seiner Mitbrüder wieder ab, weil es ihm unvereinbar erscheint mit der alten benediktinischen Ordnung; denn es benimmt die Zeit für die Rekollektio am Morgen, die eine Vorbereitung für die kleinen Horen sein soll, und für das Studium geistlicher Gegenstände. Man ersieht aus dieser Begründung wiederum, wie fleißige Betrachtung Erbgut des Ordens war und ihm nicht erst durch die ignatianische Aszese bekannt wurde.

Schließlich war für den Abt bei Fernhaltung neuer Andachtsübungen ein Gesichtspunkt maßgebend, der wenig von modernen Ordenshistorikern erkannt worden ist und dem die Berechtigung nicht abgesprochen werden darf. Höser hatte die Geschichte seiner Abtei Oberaltach bis ins einzelste aus den Quellen, die noch reichlich flossen, erforscht, um für seine Regierung klare Prinzipien zu gewinnen. Wie bedauerlich, daß seine Arbeit über die Oberaltacher Äbte gänzlich verschollen ist! Dabei beschäftigte ihn, wie aus gelegentlichen Äußerungen in seinem zeitgeschichtlichen Monomonastikon hervorgeht, vor allem die Frage, wie es kommen mochte, daß ein Oberaltach mit seiner das ganze Mittelalter hindurch leuchtenden Disziplin weit ins Hintertreffen geraten konnte. Die Antwort in der Appendix (clm. 1326 pag. 41) ist erstaunlich, trifft aber den Nagel auf den Kopf:

„Die Ordenszucht, die in dieser Pflanzschule des Ordenslebens vormalst herrlich erblühte, ist im Lauf der Zeiten teils durch Nachgiebigkeit der Oberen allgemach auf die schiefe Linie geraten, hat abgenommen, hat versagt, ist zusammengebrochen, teils auch durch die geringe Zahl der Mönche, die daran verzweifelte, die Fülle der übernommenen gestifteten Andachten bewältigen zu können, und als die Mönche noch weniger wurden, wurden sie durch dieselben so aus der Bahn gedrängt, daß die Beobachtung der Regel gänzlich aufhörte. Um aber den Schein zu vermeiden, daß überhaupt nichts mehr geschehe, ließ man alles liegen, was zur Ordensaufgabe gehörte, um neue Lasten auf sich zunehmen, wenn sie gefielen. Messen und gestiftete Jahrtage waren bald zu vermissen; die Tagzeiten wurden gerade noch und ohne Gesang abgehalten, die nächtliche Mette kam ganz außer Übung. Um mit wenigen Worten alles zu sagen: alle monastischen Aufgaben waren ins Elend verbannt, dafür aber wurden neue Winkelandachten aufgenommen, die mehr Geschäftigkeit denn wahre Ordensfrömmigkeit mit sich brachten; sie gingen auf den Nachfolger über, und von da auf die Nachfolger der Nachfolger mit dem Charakter der Verpflichtung, wenn das wachsame Auge zur rechten Zeit fehlte.“

Die Worte Hösers können als Leitsatz für alle Zeiten gelten. Art muß Art bleiben, und wenn in den Bereich der Verpflichtungen etwas sich einschleicht, was der Art nicht entspricht, ist eben die Art verloren gegangen, und ist der Benediktiner kein Benediktiner mehr. Das ist ja der Hauptvorteil unserer gegenwärtigen benediktinischen Periode, daß die Art wieder erkannt wurde und daß man auf allen Linien entschlossen ist, sie auch zu wahren. Wenn Veit Höser damals schon zu dieser

erstaunlichen Erkenntnis vorgedrungen ist, haben wir ihn von unserem Standpunkt aus nicht ohne Grund als Säkularmenschen gefeiert. Daß wir seine Art richtig gedeutet haben, beweist die Stelle, die der Forschung lange verborgen blieb und doch ganz sein System und seine Zielsetzung widerspiegelt, die zugleich auch als abschließende Würdigung seiner Arbeit gelten darf:

„Das Veränderte und Neue an unserer Regierung ist, daß sie alles, was in unserem heiligen altehrwürdigen Orden in Verfall geriet, zum Besseren wendet mit Gottes Hilfe. Darum bringt sie auch in unserem Kloster Oberaltach die ins Wanken geratene Ordenszucht der Vorfahren zu neuem Leben, den früheren klösterlichen Gewohnheiten weist sie wieder ihren Platz an, beseitigt die Abirrungen, bringt die klösterlichen Verordnungen wieder in Erinnerung, erneuert den pflichtgemäßen Gottesdienst, sorgt für Abhaltung der Chorzeiten zur rechten Zeit und am rechten Ort, die Klosterinsassen leitet sie an zu heilsamen nutzbringenden Beschäftigungen und füllt damit ihre Zeit aus. Alles aus der Reihe Fallende, was unserer Ordensform abträglich ist, soll nach ihrer Ansicht verschwinden.“

Daß Veit Höser den rechten Weg ging, beweist die eine Tatsache, daß fast alle Visitationsberichte über das Kloster bis nahe an die Säkularisation heran voll des Lobes sind über die vorbildliche Disziplin desselben.